

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 8.

Ersteinst allmonatlich.

1918.



Die Lehre: Liebet alle anderen Völker mehr als euch selbst! muß erst allgemein gepredigt werden, ehe sie befolgt werden kann, und wir, die wir ihr bisher immer mehr als billig zugetan waren, tun sehr wohl, sie endlich aufzugeben. Was machte uns denn in ganz Europa verächtlich? Warum erhielten wir denn den philosophischen Ehrentitel? Doch wohl nur unseres frühreifen Kosmopolitismus wegen, der uns unter lauter Egoisten den Großmütigen spielen, uns oft Degen und Scheide zugleich verschenken ließ. Ich dachte, es wäre einmal Zeit, ihn zu verabschieden; wir brauchen nicht zu besorgen, daß er andererseits engagiert wird, wir können den Liebling zu jeder Stunde wieder haben.

Friedrich Hebbel.

Die Phantasie.

Wenn im Winter der raue Nordwind dein Haus umbraust und der Schnee die froststarrende Erde deckt, dann errichte im Innern dir einen Altar und schmücke ihn mit Blumen, die deine Hand gezaubert, nachahmend den Schöpfer.

Blumen, von der Natur erschaffen, vergehen, wenn der Herbstwind über ihnen weht, Blumen aber, die du gebildet, bleiben, so lange du deine Hand schirmend über ihnen hältst.

Mit weifenlosen Farben male ihre Blätter, daß sich läbe an ihnen das Auge des Geistes, daß sie Frieden und Freude in deine Seele duften. Denn das sinnlich Gestaltlose allein bleibt ewig.

„Mein Freund, wie kann ich Blumen pflanzen in meinem Herzen? Wohnt doch nicht in mir schöpferische Kraft! Siehe, ich kann vor dem Sterben noch nicht einmal mein Rosengärtchen bewahren!“

Haßt du nicht die Phantasie? Ist nicht die Phantasie eine göttliche Kraft, die bildet aus Nichts ewige Werke! Sie ist des sterblichen Menschen unsterblicher Teil, unsterblich wie seine Seele.

Als des Paradieses Pforten sich verschlossen hinter dem ersten Menschenpaar, das sich verfest sah in die Wildnis, schmerzlich beweinend das Verlorene, da erbarmte sich über es der Herr der Welten. Er sprach:

„Ich will dem Menschen zur Seite geben einen Engel, damit er leichter ertrage des Lebens Not, der seine trauernde Seele trage zurück in das Land des Paradieses.“

Und Gott sandte die Phantasie, die ihm ein Bild entwarf von der Schöpfung, bevor diese selbst ins Leben getreten.

Wo nun die Phantasie eine trauernde Seele mit den sanften Flügeln streift, da schwebt sie hinauf in die Höhe, hinauf in das Land der Sehnsucht, über Zeit und Raum, zurück und vorwärts. Die Phantasie hilft ihm, unter Dornen und Disteln ein Eden sich schaffen.

Heinrich Diefenbach †.

Auf der Gänsewiese.

Skizze von Josef Stibitz.

Wenn die Kinder die gelben Gänschen auf den Rasenplätzen hüten und die Frühlingssonne mild über die Lehnen scheint, denke ich oft, wie ich als kleiner barfußiger Knabe mit anderen Kindern die Gänschen daheim auf die Gänseweide getrieben und mit ihnen dort gespielt und geläut habe. Und ob auch schon lange Jahre seither vergangen sind, immer und immer noch gedente ich gern der schönen Frühlingsstage auf dem grünen Ager und all der Gespielen, die ich dort gekannt und gefunden habe und die mir nun alle schon lange verloren sind.

Und dann geschah es auch, daß manchmal Volk von der Straße: ein altes Bettelweib, ein wandernder alter Schneider oder gar ein Planwagen bei der Gänseweide im Schatten der Erlen und Weiden Rast machten.

Und was waren doch diese alten Bettelweiber und fahrenden Leute für uns für reiche Leute! Was wußten sie uns nicht alles an alter Volksweisheit und an schönen Sängen und Mären zu erzählen. Noch heute habe ich das alte schöne Lied nicht vergessen, das uns auf der Gänsewiese ein altes, zahloses Bettelweib sang und sagte, das Lied „vom jüngsten Tage“.

Wenn der jüngste Tag wird werden,
Da fallen die Sternlein auf die Erden,
Da beugen sich die Bäumelein,
Da singen die Waldböggelein.
Da kommt der liebe Gott gezogen
Auf einem lichten Regenbogen.
Ihr Toten, ihr sollt aufersteh'n!
Ihr sollt vor Gottes Gerichte geh'n!
Ihr sollt treten auf die Spizen,
Wo die lieben Englein sitzen.
Ihr sollt treten auf die Bahn . . .
Gott nehm' uns all in Gnaden an. —
O Jesu, Jesu rosenrot,
Wie liegt der Mensch in bitterer Not,
Wie liegt der Mensch in großer Pein,
Wie gern möcht ich im Himmel sein!

Welche Unzahl von Märchen, Legenden und Volksgeschichten haben wir nicht auf der Gänsewiese erfahren, wenn sich der alte „Filipschneider“ dort im Schatten des Erlengebüsches niederließ und seine Flidarbeit verrichtete, oder wenn der alte „Polizei“ dort rastete, der in seiner Jugend neunerlei Handwerk angefangen, aber keines gelernt hatte, dafür aber ein geborener Erzähler war, wie sie heute fast ausgestorben sind.

Unsere beste Freundin auf der Gänsewiese aber war ein schwaches, gebücktes, kleines Weiblein, die Hubiner Ruhme, die mit dem beginnenden Frühling immer in unser Dorf gezogen kam und, wann der Herbst begann, wieder verschwand. Die alte Ruhme, mit ihrer altmodischen Tracht, ihrem hagern Gesicht mit dem spitzen Kinn und der spitzen Nase war ein Stück Volks- und Kindertum unserer Heimat. Den ganzen Winter freuten wir Dorfkinder uns auf die Ankunft des Weibleins. Und wenn sie endlich gekommen war, da sagte es ein Dorfkind dem andern mit verklärtem Gesicht: „Die Hubiner Ruhme ist da!“

Und dann saß sie bald unter uns auf der Gänsewiese und war überhaupt dort, wo wir Kinder waren und sie ihre Schätze an alter Volksweisheit, alten Mären und Liedern und ihres guten, kindertümlichen und volkstümlichen Gemüts auspacken konnte.

Sie war bei den Leuten nur ein armes, wenig geachtetes Weiblein, das den Winter über vergessen im „Gebirge“ in einem armen Dorfe hauste. Uns Kindern aber galt sie mehr als alle Fürsten und großen Herren, denn sie war ja für uns voller Gaben und Schätze, die sie aus einem unbekanntem Märchenreich mitbrachte und freigebig an uns verteilte — wie eine heimliche Königin.

Ich habe einmal gelesen, daß manches arme Bettelweib manchen hohen Professor an tiefem Empfinden, poetischer Gabe und hoher reiner Phantasie wie auch Weisheit übertreffe. Die Hubiner Ruhme war so ein altes, armes Weib, das unsere Jugend zu einer Hochschule von altem Volksgut und zu einem sinnigen Paradies gemacht hat. Und ich habe bei ihr so viel gelernt von Blumen, Tieren, vom toten Gestein, von Menschen, von guten und bösen, und von menschlicher Art, Kunst und Poesie, daß ich ihr nebst meinem Elternhause noch heute das Beste danke, was ich in meiner Jugend für mein Leben gewonnen habe.

O, welche Schätze nicht dieses arme Weib besaß, die sie Tag für Tag an uns Kinder austeilte: Liebliche Legenden, schöne Mären und Geschichten, Worte voll Glauben und Andacht, Kirchenlieder, Lieder und Worte treuen Elterngedenkens, Volkslied und Weisheit und ein frohes, reines Gemüt dazu! Dabei verstand sie es, uns alles so schlicht und einfach nahe zu bringen. Und das

gelang ihr wohl dadurch so gut, daß sie selbst ein schlichtes Kinder-
gemüt besaß voll tiefer Gottinnigkeit und frohen Lebensmutes.

Was hätte uns Kinder mehr zur Andacht stimmen können,
als wenn sie selbst voll tiefster Andacht eine ihrer Legenden erzählte
oder einen ihrer heiligen Gesänge anstimmte:

Es sangen drei Engel einen süßen Gesang,
Sie sangen, daß es Gott in dem Himmel erklang.
Und als der Herr Jesus ging den Ölberg hinauf,
Da weckt' er seine schlafenden Jünger gleich auf:
„Steht auf, steht auf, betet alle mit mir!
Mein Zeiten und Stunden sind kommen herfür!“

Wie hat sie unsere kleinen Herzen nicht zu Mutter- und Vater-
liebe entflammt, wenn sie in treuem Gedenken das Lied von der
Elternliebe sang!

Ach, nur einmal noch in meinem Leben
Möcht' ich meine Eltern wiedersehen.

Und wenn sie dann, wie in sich versunken, mit leiser zitternder
Altstimme das Heimatlied von der vergehenden Jugend erklingen
ließ, dann stieg auch wohl in unseren Kinderherzen eine Ahnung
von der Vergänglichkeit des Lebens auf und wehte uns wie ein
Herbsthauch an.

Es blühen Rosen,
Es blühen Nelken,
Es blüht ein Blümelein
Vergißnißmeine.
Drum sag' ich jedesmal,
Schön sind die Jugendjahre,
Schön ist die Jugend,
Sie kommt nicht mehr.

Aber von ihrer Jugend, von ihrem armen Elternhause, von
den Gräbern ihrer Eltern im Gebirgsfriedhofe fand die alte Ruhme
immer wieder frohe Wege in ihr Kinderleben und in die Märchen-
Zauber- und Frühlingswelt unserer Heimat. Und da sang und
lachte und tollte es bald wieder bunt durcheinander und alle Feld-
Wald- und Heimatsgeheimnisse wurden durch die Zauberworte
des alten Volksweibchens um uns lebendig. Denn sie war ja aller
Dinge, sogar auch der Vogelsprache kund.

Und so ist es Jahr um Jahr gewesen. Kaum, daß der Frühling
gekommen war und die Gänseweide in der Heimat begann, erschien
das kleine Weiblein aus dem Gebirge und war bald wie die heim-
liche Königin unter uns und Volksmärchen und Volkslied begannen
ihr stilles Blüh'n und Ranken auf der Gänseweide, in der Kinder-
heimat.

Und als nach uns andere Kinder auf der Gänseweide die Gän-
schen weideten, saß das Weiblein wie sonst unter ihnen, nur daß
sie immer kleiner, hagerer und verkrüppelter wurde.

Einmal im Frühling aber ist die heimliche Königin nicht mehr
gekommen. Und so sind denn die Kinder von da allein auf der
Gänseweide geblieben. Nur manchmal, daß wie einst ein alter
Bettler oder landsfahriges Volk im Erlengebüsche bei ihnen verastet.

Aber ob das Grab des alten Weibleins im Gebirgskirchhofe
oben auch längst verastet und vergessen sein mag, auf der Gänse-
weide lebt noch immer ihr Gedenken, spinnen ihre Mären fest und
klingt ihr Lied von der schönen Jugend, die sobald vergeht und nie
mehr kommt.

Rassauische Originale.

Der beliebte August.

Von Karl Adoff.

In einem einsamen Dörfchen der Rheinprovinz wohnte ein
ehrfamer Schneidermeister, der sich und seine zahlreiche Familie
nur kümmerlich ernähren konnte. Als ihm der dritte Junge geboren
wurde, ein „Goldjunge“, sagte er: „Frau, aus dem wird ebbes!“

„August“, so war der Junge genannt worden, wuchs zu
einem schönen Knaben heran und blickte mit hellen Augen in die
Welt. Während der Schulzeit entwickelte sich August körperlich
und geistig vorzüglich, und da er gut mit Farben umzugehen ver-
stand, kam er zu einem Konditor im Nachbarstädtchen in die Lehre.
Hier konnte er nach Ansicht seines Vaters sein „Maltalent“ an-
wenden. Und wirklich verstand er es bald, das für Bauersleute
bestimmte „Weihnachtsguts“ (Konfekt) mit rotem, blauem, grünem
und gelbem Streuzucker bunt zu malen. Immer stolzer wurde der
Vater auf seinen „goldigen August“ und entließ ihn nach drei-
jähriger, wohlbestandener Lehrzeit mit den besten Segenswünschen
auf die Wanderschaft.

Mit dem alten, grauen Felleisen seines Vaters ausgerüstet,
das dieser jahrelang auf der Wanderschaft umhergeschleppt, zog

August fröhlich und wohlgenut, seinem angeborenen leichten Sinn
gemäß, in die weite Welt. Obgleich er aus seinem, vom Urgroß-
vater vererbten Konfirmandenrock herausgewachsen war, so wußte
der Meister aus echter Dorfschneider doch Rat: er gestaltete den
Rock durch Verlängerung der Ärmel sowie durch „Glanzbügeln“
zu einem Staatsrock um. Auf gleiche Weise half er auch den Bein-
längen der Hosen nach. Augusts Sinn stand nach dem goldenen
Mainz. Doch bald gingen ihm die von der Mutter beigegebenen
Zehrpennige aus. Da er noch zu stolz zum „Fechten“ war, nahm
er in Köln Arbeit. Hier hatte es ihm das „Kölner Hämneschen“
angetan. Seine ganze freie Zeit verwandte er nun darauf, es
„Hämneschen“ gleichzutun. Auch ließ er sich von einem alten
Praktiker näher in dessen Kunst einweißen und in seinem späteren
Leben machte er von seiner Kenntnis öfters Gebrauch.

Nach einem Jahr verließ er Köln. Mit einem „Kastemännchen“
(9 Kreuzer) versehen, trat er die Reise an. Weit konnte er damit
nicht kommen. Darum dachte er darüber nach, wie er auf die
billigste Weise nach Coblenz gelangen und womöglich seinen Schatz
sparen könne. Gradesweges ging er dem Rhein zu und sah,
wie ein Schiff, das rheinaufwärts fuhr, neu „bestaut“ wurde.
Dem Schiffseigentümer bot er sich als Konditor und Matrose an
und fand auch Gehör.

In Coblenz fand er im „Hotel zum wilden Schwein“ bald
Stellung. Hier erlernte er auch die Kochkunst. In der freien Zeit
legte er sich eine kleine Menagerie an, bestehend in einer Anzahl
weißer und grauer Mäuse, die er zu allerlei Kunststücken ab-
richtete. Nach zwei Jahren zog er mit einem Kunstgenossen nach
Mainz, wählte diesmal aber den Landweg über den Hunsrück
und Rheinhessen. Tagsüber übte er sich weiblich im „Fechten“
und abends „produzierte“ er sich in der Herberge mit seiner Me-
nagerie. So gelangte er zu einem netten Sümmlen, das er als
„Notgrofchen“ beiseite legte. Auch veräußerte er in Mainz seine
„Künstlergesellschaft“ den Mainzer Büben und vergrößerte mit
dem Erlös seinen ersparten Schatz. Obgleich es August in Mainz
geschäftlich recht gut ging und er auch Wohlgefallen am Mainzer
Leben fand, so ergriff er nach kurzer Zeit doch wieder den Wander-
stab und marschierte durch Süddeutschland der Schweiz zu. Eine
Zeit lang befaßte er sich in Basel, wo er eine Stellung als Koch
annahm, mit der Herstellung der „Leckerli“. Dann zog er kreuz
und quer jahrelang durch die Schweiz mit munteren Gesellen,
Ein freies, ungezügelltes Leben trieb ihn rastlos umher, bis er
endlich abgerissen und aller „Notgrofchen“ entblößt in einem
Krankenhaus Aufnahme fand. Seine kräftige Natur siegte jedoch
bald und er konnte wieder seinen Beruf aufnehmen.

Mit aller Energie arbeitete er sich hoch und begab sich auf
die Rückreise nach Deutschland. Eines Tages lehrte er in einem
Landstädtchen Nassaus als flotter Burche, den grünen Jägerhut
mit einem „Gamsbart“ und einer riesigen Auerhahnenfeder
geschmückt, ein. Ein Erker in der Vorstadt zog ihn mächtig an.
Meister Georg S., als Tragantkünstler in ganz Deutschland bekannt,
hatte nämlich ein Kunstwerk, eine Regelgesellschaft darstellend,
ausgestellt. Zünftig sprach August vor und wurde als Gehilfe
angenommen. Hier gelangte sein „Genie“ zum Durchbruch und
er ward ein Meister in seinem Fach. Bald wurde er in Gesell-
schaft junger Leute am Viertisch ein gern gesehener Gast, da er
von seiner Wanderschaft allerlei Schnaken und Mänchensnaden
zu erzählen wußte. Immer beliebter wurde er im Städtchen, so
daß er sich entschloß, hier ein Geschäft zu gründen. Auch hatte es
ihm Bäckers Lieschen, ein munteres, stattliches Mädchen, angetan.
Mit geringen Mitteln richtete er sich in einem alttümlichen Hause
eine Konditorei, verbunden mit einer Wirtschaft, ein und führte
seinen Schatz heim. Zum Wirt eignete er sich vortrefflich, denn
sein rheinisches Naturell und sein Humor führten ihm immer
mehr Gäste zu. Nicht minder sicherten ihm seine Süßigkeiten
einen immer größeren Kundentkreis. August wurde ein gemachter
Mann. Reich und arm, hoch und niedrig, Zivil wie Militärkehrten
gerne bei ihm ein. Alle wußte er vorzüglich zu unterhalten und
zu bedienen. Dadurch wurde er immer vertrauter mit ihnen.
Niemand nahm ihm etwas übel, selbst dann nicht, wenn er hier
und da einmal „über die Schnur“ hieb. Die Art seines Humors
geht am besten aus drei Eulenspiegelgeleien hervor, die sich der
muntere, originelle Wirt und Konditor leistete.

Im Nachsommer des Jahres 18... wurde vor den Toren
der Stadt ein landwirtschaftliches Fest mit Preisverteilung ab-
gehalten. Freund August war es erlaubt worden, ein Wirtszelt
aufzuschlagen. Diesmal wollte er den Gästen etwas Besonderes
bieten und traf seine Vorbereitungen dazu. Auf das alte, grüne
Billardtuch malte er einen großen Laubfrosch und stellte ihn am
Festtage am hinteren Ende des Zeltes im Verborgenen auf. Gegen
1 Uhr versammelten sich die Preisverteilungskommission auf der
Tribüne und alle Festbesucher strömten dahin. Darauf hatte August
gewartet. Kaum hatte der Regierungspräsident begonnen, den
Bauern eine Lobrede über den vorzüglichen Stand der an-ge-

stellten Tiere zu halten, als im Hintergrund ein Höllenlärm losging. August und seine Gehilfen hatten inzwischen den Laubfrosch enthüllt und mit Blechdeckeln und einer Pauke auf seine Vorstellung aufmerksam gemacht. Beständig rief er: „Hier ist der 17 Zentner schwere Laubfrosch zu sehen und gleich beginnt die Fütterung!“ Ein Bauer nach dem andern lief zum Wirtszelt. Jeder wollte der erste sein — und so sah sich die Kommission veranlaßt, die Preisverteilung zu unterbrechen. Das war dem Wirt Wasser auf die Mühle. Bald erschien auch die Kommission im Zelt und ein fröhliches Leben und Zechen begann. Erst spät abends ging diesmal das Fest zu Ende und ein gutes Geschäft war Augusts Lohn.

Vier Israeliten hatten beschlossen, den „Langen Tag“ (Verjöhnungsfest) statt in der Synagoge bei Freund August durch ein solennes Essen zu feiern. Zur festgesetzten Stunde erschienen sie. August hatte seinen Gästen im geheimen einen Streich zugebracht und zur Ausführung seinen Nachbar Schorsch als Gehilfen herbeigeholt. Beim Auftragen des dritten Ganges wurde eine gezähmte Katze in den Saal gelassen, die spornstreichs unter den Tisch und über die Schuhe zweier Herren lief. Erregt sprangen alle auf, gleichzeitig knallten zwei bengalische Frösche, die jemand im Auftrag des kuriosen Wirtes durch die halbgeöffnete Tür geworfen hatte. In der Meinung, eine Explosion sei erfolgt, sprangen die vier Israeliten auf das morsche Billard, das unter ihnen zusammenbrach. Meyer soll gesagt haben: „Ganz recht ist uns geschehen, warum harwe m'r uns so am Gesetz verjimmigt.“

Ein ulliger Weggermeister erkundigte sich eines Tages beim Frühlingsfest nach Augusts Wohlergehen. „Mir geht's gut“ sagte August, „aber meiner Frau leider nicht. Den' nur, die hot die ganz Kocht sprachlos gelege!“ Als der ehrfame Weggermeister beim Mittagessen teilnahmsvoll seiner Frau von der Krankheit der Wirtin erzählte, ward sie so gerührt, daß sie der vermeintlich schwerkranken Frau ein feines Süppchen und ein Kotelett zubereitete und brachte. Munter und guter Dinge traf sie die Frau Augusts an und nun war sie sprachlos.

Seit mehr als dreißig Jahren ruht der beliebte August, wie ihn der Geistliche in seiner Leichenrede nannte, in kühler Erde. Aber gerne erzählt man noch von seinen Streichen, die, gut vorgetragen, immer noch ihre Wirkung ausüben.

Krieg und Kriminalität der Jugendlichen.

Es wird jetzt viel von der Verwahrlosung der Jugend geredet und die Kriminalstatistik wie allgemeine Erfahrung bestätigen leider, daß der Krieg hier üble Wirkungen hervorbrachte. Was von der öffentlichen Verwaltung getan werden kann, ihnen entgegen zu arbeiten, wird getan. Fast überall haben die zuständigen Behörden Verordnungen gegen das späte Herumtreiben jugendlicher Personen auf den Straßen erlassen, der Kneipenbesuch jugendlicher ist hier und da ganz verboten oder doch stark beschränkt, das Tabakrauchen ist ihnen vielfach untersagt und auch der Kinobesuch erschwert. In dem letzteren Falle könnte man noch mehr tun. Zahllose Gerichtsverhandlungen, auch aus der letzten Zeit, haben es immer wieder bewiesen, wie außerordentlich gefährlich für die Moral der Jugend der Besuch schlechter Kinos ist, die mit ihren Defektivvorstellungen für jugendliche Gemüter geradezu einen Anreiz zum Verbrechen bilden.

Im wesentlichen beruht die Kriminalität der Jugendlichen jedoch auf unrennen sozialen und rechtlichen Verhältnissen, man wird sie daher auch niemals durch rein polizeiliche Maßnahmen wirksam bekämpfen können. Seit langen Jahren verlangt die liberale Schule der Rechtswissenschaft eine Heraufsetzung des straffähigen Alters vom 12. auf das 14. Lebensjahr. Es leuchtet ein, daß viele Kinder im schulpflichtigen Alter für die kriminalistische Tragweite ihrer gegen das Moralgesetz verstoßenden Handlungen noch kein Verständnis besitzen. Wo es in früheren Zeiten einen Verweis oder etliche Ohrfeigen gab, sobald mutwillige Jungen des Nachbarn Pflaumenbäume geschüttelt hatten, wird jetzt das Kind zum Verbrecher gestempelt; die Polizei kommt ins Haus, ein Gerichtsverfahren wird eingeleitet und mehr Schaden als Nutzen gestiftet.

Allerdings beruht die Kriminalität der heutigen Jugend wohl weniger darauf, daß sie dem Nachbar die Obstbäume schüttelt, als auf schlummernden Tatsachen. Aber trotzdem kann man es unterstützen, wenn jetzt abermals von hervorragenden Rechtslehrern, so jüngst von Franz v. Liszt, die Heraufsetzung des straffähigen Alters der Kinder verlangt wird. Es ist bezeichnend, daß die Militärverwaltung, der wir schon so manches von ewigen Bedenken nicht angekränkelt sozialpolitisches Ein-

greifen verdanken, auch hier ein Beispiel gab. Der kommandierende General des 2. Armeekorps in Kassel hat jetzt in einem Erlaß das strafmündige Alter der Kinder für die Kriegszeit vom zwölften Lebensjahr auf das vollendete vierzehnte heraufgesetzt. Er ging dabei von den gleichen Erwägungen aus wie der liberal denkende Jurist: zwölfjährigen Kindern fehlt es meistens an der erforderlichen Einsicht; werden derartige Kinder in das Gefängnis gesteckt, so macht man sie zu Menschen zweiter Klasse und die Gesellschaft kann sich nicht beklagen, wenn sie das Gefängnis mit einem schlechteren Charakter verlassen. Auch bedingte Verurteilung und Jugendgerichte lassen die Bedenken gegen die frühe Straffähigkeit nicht verstummen.

Für unsere Kriegszeit ist es bezeichnend, daß besonders die Kriminalität der Kinder im Alter von 12 bis 14 Jahren gestiegen ist, soweit Zahlen hierüber bereits vorliegen. In der Berliner Zentrale für Jugendfürsorge sind derartige Beobachtungen gemacht. Die Kriminalität jener Kinder war seit Kriegsausbruch erheblich größer als die der Jugendlichen von 16 bis 18 Jahren. Das erklärt sich unschwer. Seit Kriegsausbruch sind nicht nur die Väter im Felde, sondern Mütter und ältere Geschwister oder andere Aufsichtspersonen müssen viel mehr als in Friedenszeiten dem Erwerb nachgehen. Die Kinder stehen daher unter einer geringeren Zucht; sie sind sich und ihren Trieben mehr selbst überlassen, so daß sie leicht unter schlechte Einflüsse und auf böse Wege geraten. Soweit sie aus der Schule sind, stehen sie meistens in einem festen Arbeitsverhältnis, das schon einige Gewähr gegen das Abgleiten bietet. Man soll bei der Kriminalität jener schulpflichtigen Kinder bedenken, daß auch sie heute, besonders in der Großstadt, den verschiedensten Erwerbsmöglichkeiten nachhaken müssen, ohne vielfach in ein festes und dauerndes Arbeitsverhältnis zu gelangen. Bei ihrer größeren Charakterunreife ist ein moralisches Staucheln leicht. Eine genauere Prüfung der Verhältnisse lehrt auch hier vieles verstehen und vieles verzeihen.

Was ist also zu tun? Jedenfalls soll man den Staatsanwalt und die Polizei zu allererst gegen Kinder mobil machen. Die Behörden sollen alles tun, um vorzubeugen zu wirken; Fürsorgemaßnahmen gegen die schlechte Beeinflussung jugendlicher sollen sie anregen, ausführen und unterstützen, aber als Strafgericht sollen sie sich so wenig als möglich betätigen. Auch vor das Jugendgericht sollte man ein Kind nur im äußersten Notfall bringen. Die erste Hilfe fällt der barmherzigen Nächstenliebe zu. Ist es wirklich notwendig, bei einer kindlichen Verfehlung sogleich zur Polizei zu laufen? Eine Polizeistrafe schleudert das Kind leicht in einen Abgrund und legt den ersten Grund dazu, daß aus einem harmlosen unerfahrenen jungen Menschen ein späterer Verbrecher wird. Die liebevolle und, wenn es nötig ist, sehr nachdrückliche Ermahnung eines jugendlichen Sünders, eine Besprechung mit der Mutter, wenn der Vater im Felde steht oder sonst abwesend ist, hat meistens die erwünschte Wirkung, wenn wir das Kind nur bessern, nicht aber uns an ihm rächen wollen. Es muß schon ein hartgesottener, vielleicht erblich belasteter, kleiner Sünder sein, bei dem eine ernste Ermahnung Erwachsener, wenn sie in die rechte Form gekleidet ist, fruchtlos bleibt. Erst wenn man auf eine besondere Dreistigkeit und daneben vielleicht auf gänzliche Verständnislosigkeit der Eltern oder anderer Aufsichtspersonen stößt, soll man sich an einen Jugendfürsorgeverein wenden, wie diese jetzt in allen größeren Städten bestehen. In kleinen Orten hilft oft schon eine Drohung mit dem Lehrer, die man im Rückfalle auch wahr machen soll. Aber stets darf Polizei und Gericht nur in den äußersten Notfällen angerufen werden; in Fällen, wo schlechterdings eine andere Autorität als die der unerbittlichen Strafsparagrafen nicht mehr hinreicht, einen bösen Sinn zu zügeln. Sollten derartige Fälle wirklich so häufig sein, daß sie allein die Kriminalitätsziffern schulpflichtiger Kinder ausmachen? Wir sind überzeugt, daß Kinder selten so verdoeben sind, daß ihnen nicht anders als durch Gendarm und Strafrichter beizukommen wäre.

Heute ist die uneigennütige Mitarbeit der weitesten Bevölkerungskreise an dem sittlichen Gedeihen der Kinder mehr als vor dem Kriege nötig. Diese Einsicht hat dazu geführt, daß sich zahlreiche freiwillige Helfer und Helferinnen dieser Aufgabe im Rahmen der Jugendfürsorgevereinigungen bereits widmen. Hier kann nicht genug getan werden. Jede sittliche Rettung eines Kindes bedeutet einen Gewinn für das Vaterland. Aber diese sittliche Rettung liegt nicht auf dem Wege zur Polizei und Gericht. Das Strafgericht bedeutet keine Rettung, sondern vielfach leider das Ende der erfolgreichen Fürsorge. Wir müssen einen anderen Weg als diesen gehen, um nicht einst vor dem aus dem Felde heimkehrenden Vater eines bestraften Kindes die Augen niederschlagen zu müssen, wenn er fragt: Was habt ihr aus meinem Kinde gemacht? — c.

An der Wende.

Ich hab' es mir zum Trost erjonnen
In dieser Zeit der schweren Not,
In dieser Blütezeit der Schufte,
In dieser Zeit von Salz und Brot:
Ich zage nicht, es muß sich wenden,
Und heiter wird die Welt ersteh'n,
Es kann der echte Keim des Lebens
Nicht ohne Frucht verloren geh'n.
Der Klang von Frühlingsungewittern,
Von dem wir schauernd sind erwacht,
Von dem noch alle Wipfel rauschen,
Er kommt noch einmal, über Nacht!
Und durch den ganzen Himmel rollen
Wird dieser letzte Donnererschlag;
Dann wird es wirklich Frühling werden
Und hoher, heller, goldner Tag.

Theodor Storm.

Das Huhn von Verdun.

Es war Samstagabend. Die Gloden hatten zum letztenmal geläutet, ehe auch sie ihre Friedensstimmen mit Kriegsarbeit vertauschen mußten. — Ein altes Mütterchen kam vom Walde herunter und zog mit Mühe ihre schwere Holzlast hinter sich her. Der Kinderwagen, der jetzt Dienste als Holzlarren tat, war ihr von der früheren Herrschaft überlassen worden, und der einst in weißer Spizentracht darin gelegen, flog kühn über die feindlichen Hafenspläze und sandte Verderben herab.

An einem großen Bauplatz, der einst wüst und ungesund gelegen und den fleißige Hände in späten Stunden nach anstrengender Berufstätigkeit in ein reichlicher Ernte entgegenblühendes Kartoffelfeld umgewandelt hatten, machte sie Rast. Eine andere alte Frau, verwitwet und ausgemergelt wie sie, stand in dem hohen grünen Wegstrich, auf dem alles süppig emporschoss. Sie verfolgte mit zärtlicher Aufmerksamkeit die lebhafteste Tätigkeit eines großen, dicken, graubraunen Huhns, das sich mit Wonne an allem möglichen erlabte.

Das erste Großmütterchen sagte zu dem zweiten: „Des gibt en scheene Brote.“ Dabei maß sie das fette Huhn mit gut abschätzenden Augen.

„Des gibt kaan Brote!“ sagte die Besitzerin des Huhns mit einem unbeschreiblichen Beschüßerblick. „Mei liebes Hinkelche kummt in lei Pann! Des hun ich mir vum Ei an uffgezogen, mei liebes Hinkelche — vum Ei, als wo mei Sohn mir mitgebracht hot vum Verdun. Lieber tät ich verhungere, als des Hinkelche zum Brote mache!“

„Jo, wenn's so is, kann ich's schon verstehe . . . Ich hungre ach für mei kle Käjje, und für mei dürre Späje vorm Fenster gib't allweil noch a paar Krümche . . . Aber e schwere Zeit is es für uns arme alte Großmütter!“

„Jo, schwere Zeit. Aber unre Söhn' schaffen's!“ sagte die Großmutter Numero zwei, „unere Söhn' schaffen's, und dafür geb' ich schon gern noch e paar Pundcher mehr Fleisch vom Leib, und mir alte Großmütter sin ach gestiege im Wert“, setzte sie mit einem fast schelmischen Ausdruck hinzu . . . „Zwanzig Johr müsse mir abschüttle, und wenn die Söhn' heimkomme, dürje mer ach e Wörtche mitrede, daß mer geholje habe. Komm, mei Buttche, mer gehe jezt ham; mer have noch die Buwe for den Suintich zu wäjsche. Komm, mei Buttche! . . .“

Zärtlich nahm sie ihr Huhn auf den Arm, und die zwei alten Mütterchen gingen mit müden Schritten, aber heldenhaften Herzens ihren armseligen Stübchen hoch oben unterm Dach entgegen.

L. Diffené, Wiesbaden.

Umschau.

* **Rosegger, der „Windmacher“.** Peter Rosegger, dessen Tod eine wahre Flut von Erinnerungen auftauchen läßt, pflegte mit Vorliebe Anekdoten aus seinem eigenen Leben zu berichten, und gerade die Fülle dieser kleinen Geschichtchen läßt immer von neuem über den unbefiegbaren Humor des „Peter von der Krieglach-Ab“ staunen. In einer der hübschesten Anekdoten dieser Art erzählte Rosegger einmal, daß er sich als kleiner Junge als „Zauberer“ betätigt habe, und wenn es in der Welt immer auf gerechte Weise zuginge, hätte er eigentlich in seiner Hirtenzeit den Spitznamen „Windmacher“ erhalten müssen. „Ich konnte Wind machen, wirklichen Wind, wie er über die Berge hinstrich und in den Bäumen rauschte. Eines Sommertages war ich mit mehreren Nachbars-

hirten auf der Hochmatte, wo wir unsere Rinder weideten. Es schien die warme Sonne, so daß wir unsere Zoppen wegwarfen, und plötzlich war es wieder so kühl, daß wir alle in die Zoppen hineinschlüpften. Der Wind ging zeitweilig. „Buben!“ rief ich vorwiegend aus, „ich kann Wind machen!“ — „Geh', plausch nit.“ — „Auf Spaß und Ernst, ich kann Wind machen. Soll ich? Schaut' u einmal!“ Ich hob den befeuchteten Finger hoch: „Kein Lüftel jezt. Betten wir, in einer Minute geht der Wind!“ — „Laß dich nit auslachen!“ — Ich riß meine buntgestreifte Zipselmütze vom Kopfe, hielt sie wie einen Sack an den Mund, und mit dem Auge in den Himmel auslugend, wo just ein Wolkenballen sich der Sonne nahte, rief ich in die Mütze: „Wind, Wind, komm geschwind! Lapi-papi-tschapilorum!“ Dreimal sagte ich es und schleuderte dann die Mütze in die Luft. Da verdunkelte sich die Welt, und es strich ein kühler Wind. Vor Staunen sperrten sie die Mäuler auf, und der Einfältigste von ihnen wollte vor mir niederknien. Als der kalte Strich vorüber war und die warme Sonne schien wie früher, begehrten sie, daß ich den Zauber noch einmal tue. Sie wollten mir wahrscheinlich drauf kommen, wie das gemacht wird. Ich blickte demütig gen Himmel, wo in der Sonnennähe keine Wolke war. „Jezt nicht, Buben, ihr kumtet euch verkälten.“ Aber sie drängten so lange, bis wieder ein Wolkenfetzen der Sonne zustrich. „Na, meinethalben, wenn ihr schon durchaus wolltet!“ Und in die Zipselmütze hinein: „Wind, Wind, komm' geschwind! Lapi-papi-tschapilorum!“ die Mütze in die Luft werfen. Huch, rauschte es wieder im Ahornbaum, es ging der Wind. Bald wußte es ganz Alpel: der Kluppenegger-Peterl kann Wind machen! Die Ehre dauerte bis zum nächsten Sturm, der dem Riegelberger einen schönen Lärchenbaum entwurzelte. Der Geschädigte kam in Begleitung des „Fürstenstandes“ in unser Haus, fragte dem Peterl nach, und hinter dem Rücken hielt er — ungebrannte Asche! Ich beeilte mich vor ihm, meinem Vater und dem Gemeindevorstand meine ganze meteorologische Wissenschaft preiszugeben. „Wenn eine Wolke vor die Sonne geht, so streicht allemal ein kühler Wind . . . ich kann nit dafür!“ — „So hast uns a'foppt!“ schrie der Riegelberger. „Wird schier nit anderscher sein“, entschied der Vorstand, „wer sich nit einmal so viel auskennt bei Sonn' und Gewölk und Wind, zu dem sagt man halt nachher: Lapi-papi-tschapilorum!“

C. K.

* **Geflügel im Obstgarten.** In der Jahreszeit, in der das angefressene Obst als Fallobst von den Bäumen prasselte, ließ ein Landwirt die Erde um seine Apfelbäume untersuchen. Probe-Auschnitte im Umfange von sechs Quadrat Zoll wurden gemacht und auf ihren Madeninhalt geprüft. Es ergab sich, daß je nach der Größe der Bäume ein jeder dieser Bäume 1600 bis 12 000 Maden in der obersten Schicht seines Erdreichs sitzen hatte! Der Landwirt bekam keinen gelinden Schreden, denn auf eine so ungeheure Menge des schädlichen Ungeziefers war er nicht gefaßt gewesen. Nun ging er daran, das Experiment vorzunehmen, um deswillen die Untersuchung des Erdbodens angestellt worden war. Er wollte erproben, ob es den Hühnern, die er züchtete, gelingen würde, diesen Augiasstall zu reinigen. — Um einen der größten Bäume, dessen Früchte fast vollständig durch Maden zerstört worden waren, ließ er ein Gitter von Drahtgeflecht anbringen, und sperrte darin 50 Hennen ein, die auf dem eingefriedigten Platz unter diesem Baume beschränkt bleiben sollten. Ihrem natürlichen Instinkt gemäß fingen sie sogleich an, nach Insekten zu scharren und scharren und pickten so vom Morgen bis zum Abend. — Nachdem sich die 51 Hennen vier Tage lang auf diese Weise gemästet hatten, wurde das Gitter entfernt und abermals Probeauschnitte dem Erdreich entnommen. Das Resultat war im höchsten Grade befriedigend, ja überraschend. Es ergab sich, daß die Madenschicht so gut wie verschwunden war! — Das Gitter wurde nunmehr unter einem anderen Baume angebracht und die Hennen wieder darin eingesperrt; bei der Untersuchung des Bodens nach 4 Tagen ergab sich daselbe Resultat: das vorher völlig von den Maden durchsetzte Erdreich war frei vom Ungeziefer. — Und nun das zweite praktische Ergebnis des Experiments, welches darin bestand, daß die Hennen unter der Einwirkung dieser fetten Jagdbeute überaus fleißig legten, und zwar Eier von ganz besonderer Delikatesse: Kann man sich etwas Kupbringenderes denken als diese Bevölkerung des Obstgartens mit Geflügel? Das heißt man wahrlich, zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.

C. D.

* **Die Geißen im Krieg.** Die Geiß, die Kuh des armen Mannes, ist im Kriege wieder zu Ehren gekommen, ihre nährhafte Milch ist ein gesuchter Artikel. Auch im Siebenjährigen Kriege hat die Geiß bereits eine Rolle gespielt, wie aus einer alten nassauischen Verordnung hervorgeht, in der es heißt: „Wegen erlittenen Abgangs an Fourage ist den Einwohnern gestattet worden, ihr Rindvieh zu veräußern und Geißen zu halten. Nach erlangtem Frieden und guter Ernte haben die Untertanen, wenn sie dazu in der Lage sind, die Geißen wieder abzuschaffen und Rindvieh zu halten.“